

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverl. fl. 1.60).

Berlin und Wölfen, 15. März 1899.

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverl. fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Copyright 1893  
by Photographic Gesellschaft.  
Träumerei. Nach dem Gemälde von Hugo König.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Nachdruck verboten.

## Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(5. Fortsetzung.)

Alban Desjowst gab diesen Winter drei Konzerte in Berlin, das erste im Januar, die anderen beiden im Februar. Er hatte Martha nichts davon gesagt, aber sie las es in der Zeitung, die Frau Vertifow hieß. Sie konnte sein Schweigen nicht fassen. Aber als er dann, kurz vor dem ersten Konzert, einmal wieder kam,

erklärte er ihr: er habe gefürchtet, sie werde sich aufregen, und er habe ihr das ersparen wollen. Natürlich war Martha mit jeder Erklärung zufrieden. So voll Demuth sah sie zu ihm auf, daß eine wirkliche Beunruhigung niemals in ihr wach ward, auch wenn er gelegentlich vierzehn Tage fern blieb und die sonderbarsten Gründe dafür angab. Ihr blinder Glaube und ihre Bescheidenheit, die nie Nachforschungen wagte, waren ihm so bequem.

Zu den Konzerten schickte er ihr nun natürlich eine Abonnementslarte, und vor Freude strahlend saß Martha, sehr weit hinten im großen Saal der Philharmonie, und genoß seinen Triumph, als sei es der ihre.

Bei dem zweiten Konzert bemerkte sie in einer Loge Lola Morwitz und mußte lächeln. Sie dachte an den Abend in Hamburg, wo die Morwitz mit Alban zusammen konzertirte. Wie weit lag das zurück! Wenn die Morwitz ahnte. — — — Und Martha fühlte sich in ihrem heimlichen Reichtum aller Welt überlegen.

„Wenn erst alle Leute, die ihm rasend zuzubeln, wissen, er ist mein, mein!“ dachte sie.

Auch Alen schenkte ihr zuweilen Konzert-Billets, die er von der Direction Wolff erhielt, wenn es leere Säle zu füllen galt. Sie durfte auch manchmal bei Ensemble-Stunden zuhören, und zuweilen ließ er sie eine oder die andere Schülerin begleiten, wofür er dann gleich je eine Mark Honorar an Martha zahlte. So hatte sie allerlei kleine Vortheile und wurde auch mit einigen kleineren Schülerinnen bekannt. In den Konzerten saßen sie dann zusammen und mochten sich über die Konzertgeber und waren alle überzeugt, daß sie es bald viel künstlerischer machen würden.

So rann die Zeit, und Martha schrieb fröhliche Briefe nach Hause.

Sie hatte sich ausgerechnet, daß sie sich acht Monate in Berlin halten könne. Weitere Schülerinnen waren ihr nicht geworden. Der Tag kam, wo sie ihren Eltern das Gesuch um die zweiten tausend Mark vortragen mußte, denn das war für den Inspector Meyer keine Sache von heute auf morgen zu entscheiden, das wollte monatelang besprochen sein. Und so fragte Martha denn im Februar an, ob sie Mitte Juni noch einmal tausend Mark haben könne.

Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß man sie ihr zubilligen würde. Sobald sie in Verdienst sein würde, konnte sie alles schnell zurückstatten.

Die Mutter schrieb ihr nicht oft. Sie war nicht federgewandt, auch fehlte wohl die Zeit, und schließlich wurde auch der Groschen Porto berechnet. Diesmal aber kam schon nach acht Tagen eine Antwort.

„Mein liebes Kind,“ schrieb die Mutter, „daß Papa und ich keinen kleinen Schrecken kriegen über noch mal tausend Mark, kannst Du wohl denken. Papa sagt, Du hast auf Dein Konzert so schön gesungen, und

es hat auch in den „Nachrichten“ gestanden, daß Du schön gesungen hast. Papa meint, wenn der Berliner Professor es Dir nicht in acht Monaten beibringen kann, was Du noch nicht konntest, dann wäre das wohl ein Scharlatan. Was mein Vater war, sagt Papa, hat nie eine Stunde gehabt, und ganz Hamburg war immer weg in sein schönes Singen. Papa sagt auch, er kann es nicht wegen den Kleinen. Wir sind ja man alle sterbliche Menschen, und wenn ihm heute was zustoßt, ist die Police unser alles. Mehr als tausend will er da nie aufnehmen. Papa sagt auch, Du sangst mit zu viel Schulden an. Da ist Hasenkamp und Leo und die fünfzehnhundert an uns. Du sollst nicht mit so viel

Schulden anfangen. Papa sagt, wenn Du Mitte Juni nach Hamburg kommst, sind ja keine Konzerte, aber mit Stunden kannst Du gleich verdienen, und weil Du doch nun weißt, wie das Singen gemacht wird, kannst Du allein weiter üben. Ich sehe ja Papa, wie er ist. Es hilft ja manchmal, wenn man ihn alle Tage mit was quält, zuletzt sagt er ja, bloß damit er einen los ist. Aber bei dieser Sache hilft es nicht, und ich finde es auch recht."

Martha war außer sich. Eine namenlose Aufregung bemächtigte sich ihrer.

Wenn die Eltern wüßten, daß ihre Zukunft sicher war, — daß Alban sie liebte, — daß sie ihnen nachher Gold mit vollen Händen in den Schoß streuen konnte, — sie würden, sie müßten das Geld geben, und koste es die ganze Police. Wozu so bange an den ärmlichen paar tausend Mark hängen, — ganz nahe vor der Thür stand schon das Blüd und der Reichthum!

Sie mußte mit Alban sprechen. Es ging nicht anders. Ihre Eltern wenigstens mußten eingeweiht werden in das felige Geheimniß.

Sie wartete. Er kam nicht. Er war seit acht Tagen nicht dagewesen. Sie wollte ihn rufen, — zum erstenmal. Er hatte gebeten, ihm lieber nie zu schreiben.

Sie trug ein Briefchen ins Hotel. Der Portier sagte ihr, daß Herr Desowsky nicht mehr hier wohne.

Sie war schon sehr gewandt geworden und fand augenblicklich einen Ausweg: sie ließ den Brief an die Musikalienhandlung gehen, wo Alban, wie sie wußte, seine Noten entnahm.

Nach zwei Tagen fand Alban sich abends ein. Er kam nicht mehr durch die Bertikow'sche Wohnung, sondern klopfte dreimal hart an Martha's Thür, die auf das Treppenhaus ging. Dann wußte sie, er war es.

"Na," sagte er, als sie hastig öffnete, "was ist denn passirt? Hast Du das große Los gewonnen?"

"Im Gegenteil!" rief sie, ihm den Hut aus der Hand nehmend, "mein Vater will mir seine Studien-gelder weiter bewilligen."

"Was — —?" fragte er gedehnt, "so auf einmal sollst Du wieder nach Hause?"

"Ach, nicht auf einmal, — Mitte Juni, wenn mein Geld alle sein wird."

Er lachte.

"Und darum heut schon so viel Lärm, als wenn's brennt."

Da warf sie sich an seine Brust und brach in Weinen und Klagen aus.

Wie sollte sie zur fertigen Künstlerin werden, wenn sie nicht ausstudiren könne. Wie sollte sie leben ohne ihn. Was sollte aus ihrer gemeinsamen Zukunft werden?

"Mein Vater könnte ganz gut mehr Geld aufnehmen. Nur müßte er eine Sicherheit über meine Zukunft haben. Sieh, Alban, und darum wollte ich Dich bitten: wenn ich meinen Eltern sagen darf, daß wir uns lieben, daß wir uns heirathen können, wenn ich nur erst selbst etwas leiste, — dann gibt Papa gewiß das Geld."

Sie weinte, und er sprach tröstend zu ihr, halb verlegen, halb scherhaft:

"Ja, mein Kind, — wer weiß, ob ich Deinem Papa vertrauenswürdig wäre, — ich hab' eine Ahnung, daß er mich doch bloß für einen Lustikus hält. Vielleicht kommst Du aus dem Regen in die Traufe. Und dann, — weißt Du, — das mit der späteren Heirath, — ich könnte da noch keinen Termin angeben, — — ich bin nicht so frei, wie Du Dir das denkst, — — es gibt Verhältnisse, — man muß eben warten und hoffen."

Martha schluchzte.

"Warten — will ich — gern. — Wenn ich nur Hilfe wüßte."

"Siehst Du," sprach er weiter, "ich geb's Dir ja am liebsten selbst, — aber ich hab's nicht, — das Leben ist ja furchtbar theuer."

Nun war sie so ergriffen, als sei sein bloßer Wunsch schon edle That.

Er schien nachzudenken.

"Aber, wer weiß, — ich habe viele Verbindungen, — ich könnte einen reichen Freund ersuchen, Dir ein paar tausend Mark vorzustreden, — für den Mann ist das eine Bagatelle."

"Ach, wenn das möglich wäre!" rief Martha aus tiefster Verzweiflung gleich in starke Hoffnungsgefühle gerissen.

"Ach Du, — ach Du — —"

Und mit Leidenschaft umhalste sie ihn. Er aber war froh, daß alberne, thränereiche und nach seiner Meinung höchst überflüssige Gespräch beendet zu sehen.

Zwei Tage nach diesem Abend, der so thränreich begonnen und so stürmisch glücklich endete, war Alban's

legtes Konzert. In der Zeitung stand, daß er darnach bald eine Konzertreise nach Warschau, Moskau, Kiew, Odessa und Petersburg antrete. Martha erklärte dies Frau Bertikow gegenüber für Zeitungslügen, denn sie wisse nichts davon.

Aber doch blieb eine große Unruhe in ihrem Herzen.

"Wenn er es mir verschwiegt, um mir die Angst vor der Trennung zu sparen, — vielleicht denkt er, die Trennung selbst kommt früh genug."

Viel zu zeitig ging sie ins Konzert. Die leise Hoffnung trieb sie, daß sie ihn vielleicht bei seiner Ankunft treffen oder nahe sehen könne.

Aber sie traf nur zwei Kley-Schülerinnen, gleich am Eingang, die ihr erzählten, daß der "himmlische Desowsky" vor fünf Minuten dicht an ihnen vorbeigegangen sei.

Es stellte sich heraus, daß die beiden Kley-Schülerinnen zwei Plätze hinter Martha hatten. Da saßen sie nun, fast noch die einzigen im großen, strahlend hellen Raum.

"Ich mag zu gern das Publicum kommen sehen," sagte die eine.

"Zeigen Sie mir doch ein paar Persönlichkeiten," bat Martha.

Nach und nach kamen die Menschen, und dann mit einem Mal ward es ein Gedränge und Kleiderrauschen, Stuhlerücken, Stimmen füllten den Saal mit unterdrückten Geräuschen.

Die Kley-Schülerinnen nannten Martha viele Namen und zeigten, ungeniert mit dem zusammengerollten Programm hinweisend, die Personen dazu.

"Guck, da kommt die Morwitz," sagte die eine.

"Ja, die hat es verstanden. Die ist fein raus mit Siebenzig. Die hat ihn festgelegt," sagte die andere.

"Wieder pompos angezogen," bemerkte die eine.

"Ob sie wohl mit ihm auf die Tournée geht?"

"Sie soll rasend eifersüchtig sein und ihm dadurch das Leben zur Hölle machen."

"Wem?" fragte Martha, die sich von dem für sie historisch gewordenen Abend, her für die Morwitz interessierte.

"Na ihrem Mann," sagte die Kley-Schülerin.

"Die ist verheirathet?" rief Martha in unendlichem Erstaunen.

Nicht minder erstaunt sagte die andere: "Das wissen Sie nicht? Und haben mit ihm ein Konzert gegeben?"

"Mit — mit —," stammelte Martha.

"Na die Morwitz ist doch Desowsky's Frau, — bei ihrer Tournée damals hat sie ihn fest gefriegt."

Martha war fahl geworden und sah der Sprecherin mit seltsam starrem, hohlem Blick so stetig ins Gesicht. —

Dann drehte sie sich herum, ganz langsam, ganz steif und saß und atmete kaum und sah nichts und hörte nichts.

Hinter ihr, die eine Kley-Schülerin stieß die andere an und wisperte:

"Merkt Du was?!"

"Ah," wisperte die Andere zurück, "das ist unmöglich. Sie ist ja nicht mal hübsch. Und Zukunft hat sie auch keine, — mit dem bißchen Stimme. Der Desowsky, der verwöhnte Frauen-Liebling — —"

Martha saß wie ein Bild von Stein. Ihr war so seltsam zu Muth. Sie fühlte ihren Körper nicht mehr, sie war wie losgelöst von ihm.

Sie dachte nur, — dachte — —

Und jäh durch alle wirren Gedanken zuckte der Glaube:

"Es ist nicht wahr!"

Beinahe hätte sie es laut und triumphirend gerufen. Dann ward es wieder still in ihr. Sie war von diesem einen Gedanken ganz hingenommen.

Ein großes Orchesterwerk brauste und rauschte in tausend Tonwellen durch den Saal. Martha merkte es nicht.

Dann betrat Alban das Podium, und mitten in dem Applaus, der ihn empfing, kam Martha unvermittelt ein zweiter Gedanke:

"Ich werde sie fragen!"

Wie hypnotisiert von diesem Vorsatz, saß sie wartend. Eine merkwürdige Geduld war in ihr. Sie ließ das Konzert, ohne einen Ton davon in sich aufzunehmen. Sie rührte sich nicht.

"Ich werde sie fragen."

Das Konzert war aus; auch im Menschenengewühl, das entstand, blieb Martha ruhig sitzen. Die Kley-Schülerinnen mahnten sie, doch mitzufommen, sie antwortete nicht.

Erst als der Saal fast leer war, stand sie auf, holte Mantel und Hut aus der Garderobe und stellte sich im Vestibül auf.

Sie wartete.

Er mußte kommen. Auch sie, — mit ihm, — wenn sie zu ihm gehörte. — —

Die Minuten rannen. Vom großen Hof herein

wehte manchmal ein naßkalter Windstoß. Martha saß vor nicht.

Die Musiker schritten an ihr vorüber. Niemand behelligte sie. Man nahm sie vielleicht für eine wartende Kammerjungfer, die ihre Herrlichkeit holen sollte.

Dann wieder zwei Musiker. Dann einer, mit einem Violinkasten. Nicht er. — —

Und da endlich eine Gruppe sprechender, lachender Menschen.

In der Mitte die Morwitz, einen kostlichen Pelz über ihrem hellen Kleid etwas ängstlich zusammenhaltend, zwei fremde Herren rechts und links von ihr. Hinter ihr er! Auch an seinen Seiten gingen lachende Männer.

Aber Martha sah nur ihn und sie. Hastig trat sie ihr in den Weg. Sie griff hart nach der Hand, die weißbehandschuht aus dem Pelz kam, ihn zusammenrassend.

Die Morwitz fuhr erschrockt zurück; aber anpacken, zurückfahren und fragen, — alles war der Inhalt einer Sekunde.

"Ich will wissen," schrie Martha laut, "ich will wissen: ist er Ihr Mann?!"

Nun stieß die Morwitz sie zurück. Die Zeugen der Scene umstanden Martha, und empörte Rufe stürmten auf sie ein:

"Was wollen Sie?" — "Wer sind Sie?" — "Was wollen Sie von der Dame?"

Und Alban Desowsky stand bleich und wütend und biß sich auf die Lippe.

"Ich will wissen, ob das Deine Frau ist?" rief Martha und fehrte sich gegen ihn.

Da packte einer der Herren ihren Arm und rief:

"Wenn Sie hier Herrn und Frau Desowsky öffentlich beschimpfen, rufe ich den Schuhmann!"

Bei der rauen Berührung erwachte Martha. Aller wilde Muth wich von ihr, — sie taumelte, — sie begriff nicht, was sie gethan hatte. —

"Ich — ich will — niemand beschimpfen," stammelte sie, "ich wollte nur — — wissen —"

"Läßt das arme Ding," sagte einer der Herren.

Sie fühlte, daß sie erbleichte. Ihr wurde sehr schlecht. Walter Schweiz trat auf ihre Stirn. Sie griff nach der Wand, um sich zu stützen.

Aufgeregt, laut sprechend und gestikulirend eilte die Gruppe weiter.

"Ich dachte schon, ich kriege Vitriol ins Gesicht," sagte die Morwitz. "Nun, Alban wird mir den Vorfall sicher erklären können."

Alban hatte einem seiner Begleiter etwas zugeraunt, fuhr nun auf und rief:

"Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich an dem Vorfall unschuldig bin."

"Zu Dreszel!" rief die Morwitz und stieg in ihre Droschke.

Der Herr aber, dem Alban etwas zugeraunt, lehrte zu Martha zurück.

Sie stand noch immer, sich an der Wand haltend, und sah blöde vor sich hin.

Sie begriff auch kaum, was der kleine, freundliche, behäbige Herr mit neugierigen Braunaugen zu ihr redete. Er bot ihr einen Wagen an und bat sie, ruhig zu sein und kein Aufsehen zu machen, sie schade damit nur sich und Alban Desowsky, und er fragte, ob er ihr dienen könne und wie.

Ruhig sein! Kein Aufsehen machen! Ach Gott, in Martha war Kirchhofsruhe. Ihre Glieder zerschlagen, ihre Stimme erloschen, ihr Wille gebrochen, — hilflos stand sie hier, zu schwach, sich zu bewegen. —

Endlich nahm der Herr vorsichtig ihren Arm und brachte sie an eine Droschke, die noch im Hof für ihn stand.

"Wo wohnen Sie, mein Kind?" fragte er. Mechanisch sagte es Martha.

Er half ihr hinein und setzte sich zu ihr, und so fuhr sie mit dem fremden Mann durch die abendlichen Straßen. Er schwieg, denn er merkte, sie hörte doch nicht.

"Alban ist ein Schlingel," dachte er.

Schnell waren sie in der Körnerstraße. "Soll ich Sie hinauf geleiten? Wie viel Treppen?"

"Danke," sprach Martha fast unhörbar, "ich will allein —"

Und ohne Dank und Gruß schlich sie davon, mühsam ihren Körper tragend, drei hohe, endlose Treppen hinauf.

In ihrem Zimmer brannte die Lampe. Das alte, friedliche Licht, das so viel frohe, glückliche Stunden gesehen. —

Da, auf dem Sophha hatte er mit ihr gesessen, — vor zwei Tagen noch. — —

Borbei das Glüd. — —

Und plötzlich brach der starre Vann, — ein heißes Aufschluchzen rang sich aus Martha's Brust, — sie warf sich auf die Erde und weinte, — weinte. —

Und mit den Thränen rann der Schmerz hin, und ein neues, furchtbare Gefühl gab sich in dem jungen Herzen. Bitterkeit und Verachtung füllten es. Aber auch ein stolzer, eiserner, verzweifelter Wille!

Sie richtete sich auf, — ihre Augen flammten.

Eine Künstlerin wollte sie werden, so groß, so geehrt, daß ihr Ruhm ihm allerorten ins Gesicht geschrieen würde, daß sein Name verbloßte vor dem ihren, — daß nagende Neue sein Herz vergifte und ein verzehrender Wunsch sich in ihm erzeuge, nach ihr, nach ihr! Und dann, wenn er eines Tages käme, — siehend, klein, zerbrochen, — dann — wollte sie ihn — zurückstoßen mit Verachtung! Zurückstoßen — — ?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Unterhaltungs-Literatur.

Von Adolf Bartels.

I.

**D**ie eine Frau die Literatur als Bildungsmittel oder besser zur Bereicherung, Erhöhung und Vertiefung ihres inneren Lebens benutzen kann, darüber habe ich an dieser Stelle früher einmal geschrieben\*) ; es versteht sich aber von selbst, daß ihr die Literatur auch bloßes Genussmittel sein darf. Ein ganzer, großer Zweig der Literatur, die Roman- und Novellen-Literatur will vor allem als solches zur Unterhaltung dienen, und man kann es sogar als ästhetischen Grundzüg aussprechen: Welcher Roman und welche Novelle nicht unterhält, das Werk hat seinen Zweck verfehlt. Nun freilich kann den einen langweilen, was den anderen entzückt, und weiter kann auch das, was spannt und feiert, schaden: es ist eben mit der geistigen Nahrung, — das ist und bleibt auch die Unterhaltungs-Literatur, — wie mit der körperlichen: Nicht jeder verträgt jede Speise, es gibt sehr ungesunde Gerichte, und Diät muß auf alle Fälle gehalten werden. So müsse es eigentlich einen ärztlichen Ratgeber in diesen geistigen Dingen geben und der geistige Speisezettel immer in Hinblick auf den besonderen Fall zusammengestellt werden. Eine gute, gefundene Natur jedoch verträgt viel und weiß sich zuletzt auch immer selbst zu helfen. Ganz wahllos soll man jedoch nicht lesen, ein bestimmtes Prinzip auch hier, wo es sich nicht gerade um Bildung handelt, verfolgen. Ein solches zu gewinnen, ermöglicht eine gute Literatur-Geschichte, die man zu rathe zieht.

Das wohlloose Hineinschlingen aller möglichen Bücher nach dem Leibbibliotheks-Katalog oder gar nach dem Geschmack des Buchhändlergehülfen, der in der Leibbibliothek die Bücher ausgibt, ist selbstverständlich vom Übel, auch einer gebildeten Frau unwürdig. Viel höher steht aber auch das Lesen nach der Mode nicht, denn sehr vieles, was die Mode empfängt, was in den Zeitungen gelobt und in den Gesellschaften besprochen wird, ist doch völlig werthlos und ungefund. Auch wer nicht daran denkt, durch Lecture für sein Leben Gehalt zu gewinnen, da er diesen schon anderswie hat, kann doch wenigstens einen feineren Geschmack in sich entwenden, sich selber ein Element schaffen, in dem er sich wahrhaft wohl fühlt, seine Umgebung günstig beeinflussen und indirect auch der Literatur nützen, indem er das Publicum, für das der wahre Dichter, der gute Schriftsteller im Grunde allein schreiben, vermeht. Einer besonderen Anstrengung zur Entwicklung dieses feineren Geschmacks bedarf es kaum, wohl aber einiger natürlicher Anlage, und dann, wie gesagt, eines festen Princips. Dieses feste Prinzip wird sich in der Regel von selbst ergeben, wenn man sich entschließt, einmal eine Zeit lang nicht alles bunt durcheinander, sondern die literarischen Erscheinungen gruppenweise zu lesen. Ueber diese Gruppen orientiert eben die Literatur-Geschichte.

Die Unterhaltungs-Literatur unseres Jahrhunderts, und zwar aller Kulturmöller, zerfällt sehr einfach in drei große Gruppen, von denen jede etwa ein Menschenalter hindurch die Herrschaft gehabt hat. Die zwanziger, dreißiger und vierzig Jahre beherrschte der historische Roman, den Walter Scott geschaffen; die fünfzig, sechziger und siebziger Jahre der mehr oder minder realistische Roman aus dem Leben; mit den achtziger Jahren beginnt die Herrschaft des naturalistischen und seiner Ergänzung, des psychologischen Problem-Romans. Das sind die Hauptgruppen; Nebengruppen fehlen natürlich nicht, ebensoviel Vorgänger und Nachzüger aller Art. Für die Novelle würde die nämliche Reihe heißen: Romantische Novelle, realistische Novelle, naturalistische Skizze. Auch aus den beiden ersten Gruppen sind nun bis auf den heutigen Tag zahlreiche Werke lebendig geblieben, und aus ihnen wie aus den besseren Werken der dritten Gruppe sieht sich das, was man moderne Unterhaltungs-Literatur nennen kann, zusammen. Sie besteht, um es nochmals bestimmt zu sagen, keineswegs bloß aus den Werken von heute und gestern, auch was unsere Eltern und Großeltern gelesen haben, gehört in seinem Beiteil dazu. Nicht bloß die pietätvolle, sion die flüge Leserin wird sich durch das Geschrei der Modernen, als ob alles, was hinter dem Jahre 1880 zurückliegt, veraltet sei, nicht beirren lassen: Gerade das systematische Wechseln mit neuester und älterer Literatur ist außerst reizvoll und kann für manche Dame, die gern liest, schon das feste Prinzip in der Wahl der Unterhaltungs-Lecture abgeben. Ich will in Nachfolgendem nun die Hauptgruppen der drei großen Gruppen aufführen, und es sollte mich besonders freuen, wenn recht viele Leserinnen sich gerade die „alten Herren“ wieder einmal näher anschauen.

Walter Scott, der Schöpfer des historischen Romans, wird leidenschaftlich heute wohl nur noch von der Jugend gelesen, die die Fülle des Geschehens in seinen Werken, das treffliche historische Kostüm und nicht zum wenigsten wohl auch die schottische Berge und Heidestruktur anzieht. Neltere Leser schreibt wohl weniger seine eigenbürtliche dichterische Schwäche, daß er nämlich „nicht wie Shakespeare seine Charaktere vom Herzen heraus formt, sondern sie von der Haut an nach innen entwölft und (nach Carlyle's Meinung) nie bis zum Herzen

gelangt“, ab, als seine „unmoderne“ Breite. Aber man gewöhnt sich bald wieder daran, und wenigstens vier oder fünf Romane (ich schlage etwa „Bauerlen“, „Der Altersbummler“, „Old mortality“, „Das Herz von Midlothian“, „Ivanhoe“ oder „Quentin Durward“ vor) lohnt es sich auf alle Fälle zu kennen; so ganz unmotiviert dürfte doch die ungeheure Scott-Begierde unserer Großväter und Großmütter, über die sich damals sogar die deutschen Lustspieldichter lustig machten, nicht gewesen sein. Unter den Scott-Nachfolgern auf englischem Boden ist u. a. auch Bulwer: Seine bekanntesten Werke dieser Art, „Die letzten Tage von Pompeji“ und „Menzel“ haben mich stets etwas gelangweilt, dagegen hat mich „Der letzte der Barone“, dessen Held Warwid, der Königsmauer, ist, in jungen Tagen fortgerissen und würde es am Ende noch thun. Einen Schritt über den Roman Scott's hinaus bedeuten die geschichtlichen Sitten-Romane Thadéray's „Henry Esmond“ und „Die Virginier“. Thadéray gehört ja im übrigen zu den modernen Realisten, — und ebenso die ersten Werke George Eliot's, die zwar zeitlich zurückliegen, aber vom modernen Roman im Grunde nur durch einen leichten historischen Duft unterchieden sind.

Scott machte bekanntlich auf der ganzen Welt Schule. In Frankreich zunächst gehören große Dichter, wie Victor Hugo und Alfred de Vigny dieser Schule an. Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ ist doch wohl der bedeutendste historische Roman, den die Franzosen hervorgebracht haben, gewiß voll Sehnsüchten, ja Ungehörlichkeit, aber auch voll Gewalt und Größe. Man fühlt sich förmlich in die Nacht des Mittelalters hineingesogen, wenn man dieses Werk liest; zwingender ist auch der unheimliche Eindruck der groben modernen Romane, beispielsweise der Russen, nicht. Man vergleiche nur einmal, und man wird finden, daß die Art der Wirkung sich hier und dort gar nicht allzusehr unterscheidet. Viel „natürlicher“ ist Alfred de Vigny's berühmter historischer Roman „Eng-Mars“, der eine Verschwörung gegen Richelieu behandelt und in Deutschland nicht sehr bekannt ist. Tagegen haben wir Deutschen die zahlreichen historischen Romane des älteren Alexander Dumas von den „drei Musketieren“ an wohl mit demselben Eifer verschlungen, wie die Franzosen. Es sind reine Abenteuer- und dabei Sensations-Romane, Zeugnisse einer immens fruchtbaren Phantasie, aber doch ohne jeden höheren Wert. Da wir Deutschen ähnlich begabte Autoren von viel größerer Gewissenhaftigkeit haben, brauchen wir Dumas durchaus nicht. — Unter den italienischen Nachfolgern Walter Scott's ist Alessandro Manzoni mit seinem Roman „Die Verlobten“, den Goethe so hoch stellte, am berühmtesten geworden. Das Werk ist von großer plastischer Kunst und edler Einschau, aber eben deshalb nicht gerade bloße Unterhaltungs-Lektüre. Außer Manzoni schrieben noch zahlreiche Italiener historische Romane, aber in Deutschland kennt man höchstens ihre Namen, und das ist auch genug.

Unser Vaterland, darf man wohl sagen, hat die mit Scott beginnende Entwicklung am längsten und konsequenteren fortgesetzt, der historische Roman ist eine Lieblingsgattung deutscher Dichtung geworden, dank unserem ausgeprägten geschichtlichen Sinn und unserer Liebe zur engeren Heimat, und wird sich zweifellos halten, wenn auch natürlich öfter Seiten kommen werden, wo er nicht Mode ist. Es war ein deutscher Dichter, der sich so getren in die ganze Scott'sche Welt hinein zu versetzen vermochte, daß ein unter Scott's Namen von ihm herausgegebener Roman, „Walladom“, allgemein für echt gehalten wurde — dieser Dichter nannte sich Wilibald Aleris und hat sich später den Ehrennamen des „deutschen Walter Scott“ ertungen. Aber er hat mancherlei Vorzüglich vor dem großen Schotten, und die ganze Reihe seiner brandenburgischen Romane („Der falsche Woldemar“, „Der Roland von Berlin“, „Die Hosen des Herrn von Bredow“, „Der Wärwolf“, „Dorothee“, „Cabaniis“, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, „Jegrimm“) wirkt noch heute frisch. Eine gute Reichsdeutsche sollte sie schon deshalb lesen, weil sie durch sie so zwangsläufig in die brandenburg-preußische Geschichte eingeführt wird, doch werden alle Werke sie auch rein-menschlich und poetisch fesseln. — Eine Scott-Nachahmung war auch Wilhelm Hauff's noch heute bei der Jugend sehr beliebter „Ritterstein“, und zu Unrecht vergessen sind die historischen Romane Karl Spindler's („Der Bastard“, „Der Jude“, „Der Jesuit“ u. s. w.), sowie die Ludwig Storch's („Der Freitnecht“), die großes erzählertisches Talent bewiesen. Die historischen Romane Theodor Mundt's und Heinrich Laube's („Der deutsche Krieg“) zeigen den Einfluß Alexander Dumas, Gustav's hierher gehörige Werke „Hohen schwangau“ und „Fritz Ellrodt“ sind schwer lesbar, dagegen waren Heinrich König („Die Clubbisten von Mainz“, „König Jérôme Carnaval“ u. s. w.) und Brachvogel („Friedemann Bach“ u. s. w.) einmal sehr beliebt, obwohl der erstere stark mit Miseration und letzterer, wenigstens später, sehr flüchtig arbeitete. Ein nicht großes, aber sehr frisches Talent war Otto Müller, von dem vier Werke („Charlotte Adermann“, „Bürger, ein Dichterleben“, „Der Stadtchultheiß von Frankfurt“, „Der Professor von Heidelberg“) stofflich noch heute interessant dürften.

Der erste Roman-Schriftsteller, der bei uns versucht, alte Geschichten in der Sprache ihrer Zeit zu erzählen, war Wilhelm Reinhold, dessen „Bernsteinberg“ ihrer Zeit großes Aufsehen machte. Es ist auch ein sehr feinzelndes Werk. Reinhold's archaisirende Weise haben dann andere nachgeahmt, selbst berühmtere Autoren, aber keiner hat sie so konsequent durchgeführt. An die Stelle des reinhistorischen Romans tritt nach Reinhold überhaupt der culturhistorische, und hier ist Scheffel's unvergleichlicher „Erfhard“ das Hauptwerk, ein Buch, das man nicht bloß lesen, sondern wieder lesen, also bespielen muß. Viel schwächer sind Freytag's „Ahnen“, die heute wohl nur noch bei der herangewachsenen Jugend ihre Stellung behaupten, und von den zahlreichen Nachfolgern Scheffel's und Freytag's ist wohl nur Felix Dahn mit seinem „Kampf um Rom“ hervorzuheben, einem Werk, das ohne Zweifel glanzvoll und fortreffend, wenn auch vielfach theatralisch ist. Ebers, Eichendorff und wie die erfolgreichen Vertreter des archäologischen Mode-Romans der siebziger Jahre alle heißen, empfiehle ich durchaus nicht, da ihre Produkte im ganzen faß- und krafflos sind, höchstens noch den schlichteren Adolf Hausrath (George Taylor), der noch neuerdings in seinem „Pater Maternus“ eine Darstellung des Aufenthalts Luthers in Rom versucht hat. Dagegen bin ich ein großer Liebhaber von Wilhelm Jensen's historisch-phantastischen Romanen („Minatta“, „Nirwana“, „Vom römischen Reich deutscher Nation“, „Verunklerte Welten“, „Der Pfeiffer von Dusenbach“,

„Aus den Tagen der Hansa“, „Am Ausgang des Reichs“ u. s. w.); da ist gewaltige Phantasie- und Stimmungskraft. Von neuern historischen Romanen seien die Ernst Wichert's, die auf ostpreußischem („Heinrich Reuß von Plauen“, „Tilemann vom Wege“) und die bedeutenderen pommerschen Hans Hoffmann's („Wider den Kurfürsten“, „Der eiserne Rittermeister“, „Landkunst“), in gegenseitiger Bescheidenheit auch meine schleswig-holsteinischen („Die Dithmarscher“, „Dietrich Sebrandt“) erwähnt. Man ist in neuerer Zeit bestrebt, für den historischen Roman die größtmögliche lokale Treue, den engsten Anschluß an die Heimat zu erreichen, ein Bestreben, das wohl Anerkennung verdient.

Als Begründer der historischen Novelle in Deutschland, wie der Novelle überhaupt, kann man Ludwig Tieck bezeichnen. Er ist noch immer lesbar und hat für Leser, die den natürlichen, nicht beabsichtigten „Duft der Vergangenheit“ zu würdigen wissen, einen eigenbürtlichen Reiz. Die culturhistorische Novelle hat H. W. Nickel in musterhafter Weise begründet. Es gibt kaum etwas Liebenswürdigeres und Gefundenes, als seine zahlreichen kleinen Geschichten. Zahlreiche, mehr reinhistorische Novellen schrieb dann Adolf Stern, der in den „Lebten Humanisten“ auch einen vorzülichen historischen Roman gab, und wurde gewissmehr der Vorläufer Konrad Ferdinand Meyer's historischen Novellen („Der Heilige“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“ vor allem, aber auch noch „Die Verführung des Pescara“ und „Angela Borgia“) sind Poësie größten Stils, von einer Farbenglut und psychologischen Feinheit, die sonst bei und kaum erreicht sind. Im übrigen haben sich die meisten unserer großen Novellisten, Keller, Storm, Henze, in der historischen Novelle versucht. Auch manche weniger berühmte Autoren haben da sehr gutes geschaffen, wie z. B. Hermann Lingg in den „Bauzinischen Novellen“.

Nachdruck verboten.

## Aus tiefem Traum.

Novelle von Gerrit Franke-Schivelbein.

**S**ie liebten sich mit voller junger Leidenschaft. Wie ein paar Flammen waren sie beim ersten Begegnen auf einander zugelodert. Und ohne Bejinnen, ohne Prüfen oder vernünftiges Erwägen waren sie nach ein paar Monaten Eheleute geworden.

Zuerst war ihr ganzes Leben ein Jubel-Dithyrambus. Wie könnten Menschen so selig sein! Wie konnte es so viel Glück in dieser nüchternen, kalten Welt geben!

Sie hatten beide allerlei Hartes erfahren, Kampf mit der Not, mit widrigen Menschen und Verhältnissen. Dann auf einmal, — wie gerufen, — kam die Anstellung des Mannes, und dem Mädchen fiel ein kleines Erbteil zu.

Und in den harten Zeiten war beiden harte Haut gewachsen. Sie hatten das Trocken mit dem Schick, das Schwere, das zähe Beharren auf ihrem Recht, dem, was sie als Recht erkannt hatten, — gelernt.

Im brüderlichen Haushalt freilich waren beide so liebenswürdig, daß sie weiteseit, einander zu überbieten in Nachgiebigkeit, in Großmuth und Selbstüberwindung.

In der Ehe aber kam doch ein Tag, an dem sie sich zuerst ganz verwundert, dann trostig, dann empört in die Augen blickten. Nicht mehr hingebende, vergötternde Liebe, — nein, — Kritik!

Eine um so schunglosere, erschreckendere, je blinder sie so lange an einander geglaubt hatten.

Völlig Menschen, — Menschen wie andere auch! Er ein reichhaberischer Mann, der essen wollte, pünktlich und gut essen, der unglaublich verwöhnt war durch die Aufmerksamkeit seiner alten Wirthin, schunglos verlangte, statt zu bitten, jahlt, statt zu loben. Der Selbstbeherrschung seiner Frau gegenüber nicht mehr für nötig hielt und Gesichter schnitt, wie ein alter Brummbar.

Sie ein aus allen Himmeln gefallener Engel, halb verduft, halb entrüstet, ganz und gar herausgestört aus ihrem überirdischen Glücksrausch.

Wie? Was ist denn das? Was hast Du vom Altar geidworen? Lieben, Auf-Händen-Tragen, Geduld haben! Heißt das „Geduld haben“, wenn Du herumtobißt, sobald die Suppe mal fünf Minuten später auf den Tisch kommt? Heißt das „Auf-Händen-Tragen“, wenn Du mich aufährst, weil die Serviette vergessen ist? Heißt das „Lieben“, — solche Gesichter schneiden? — Um so eine Lappalie?

„Keine Lappalie! Und jetzt, stell Dich in die Sophie-Ede zu werfen und zu heulen, bring' lieber die Köchin auf den Trab! Daß man endlich einen Happen kriegt!“

Einen Happen! — Sie weint. Sie ist so freudigglücklich, so trostbedürftig, und er will — einen Happen!

Sie erhob sich, sehr langsam, müde, gedrückt. Sie trug schwer an diesem Erlebnish. Das sah so lächerlich aus: ein Zank wegen eines so erbärmlichen Rechts. Aber ihr war's wie der Anfang vom Ende.

Und erst drei Wochen verheirathet! Wenn das so weiterging —

Kreißlich, er hatte Ärger im Dienst gehabt. Das hatte er kurz herausgebrummt, wie eine Art Entschuldigung.

Als wenn sie nicht auch Ärger gehabt hätte. Nicht täglich, ständig Angst ausstünde vor der Person da draußen, die alles besser wußte und so merkwürdig scharf guckte, wenn die Hausfrau mal einen Befehl gab. So, daß sie immer das Gefühl hatte, sich zu blamieren.

Und jetzt auch noch ranzugehen und der Person sagen, daß sie sich spuren solle! Damit die auch noch froch würde und Gesichter schnitte, wie Otto!

So? Und sie saß zwischen den beiden Tyrannen, — als Opfer beider!

Sie lachte trostig auf. Sie, die gegen allerlei Schicksale ihren Mann gestanden, sie sollte sich das bieten lassen? Nein!

Sie setzte sich also auf die Hinterfüße, verbarg sich eine solche Behandlung, — und — zog den Kürzeren. Bei ihrem heller, klar auf der Hand liegenden Recht!

Es waren ein paar harte Köpfe, die da zusammenstießen, und beide holten sich tödliche Beulen. Darnach aber kam eine süße, berauschende Versöhnung, desio heiitere Liebe, glänzende Blicke, — und —

Nach acht Tagen wieder ein Aneinanderprallen. Häarter

\*) „Literarische Frauenbildung“, Illustrirte Frauen-Zeitung 1898, Heft 12.

als das erste Mal. Und ernster. Und längeres, dumpfes Vöse sein und Verstummen.

So ging's weiter. Der Ausnahmezustand wurde allmählich zum gewöhnlichen. Die friedlichen Tage lagen dazwischen wie sonnige Lichtungen in einem dunkeln, dichten, unabsehbaren Walde.

lange ehe das Unwetter heraus war. Und in jedem schönsten Augenblick waren sie darauf gefaßt, daß ihr Friede ein jähes Ende nähme.

Und so hofften sie kaum noch, daß es einmal besser werden würde. Die große, furchtbare Enttäuschung über ein versfahrenes Glück, ein von Grund aus verdorbenes Leben legte sich schwerer

Gieb nur dies eine Mal Deinen Eigeninn auf, Marie. Sage: Ich habe mich getröst. Ich habe die Schuld. Ich hätte freundlicher, nachgiebiger sein können, Dich nicht so furchtbar reizen sollen."

"Das verlangst Du von mir? Nachdem Du mir eben gesagt hast, ich hätte Dein Leben verdorben? Bin ich denn ein bisschen glücklicher als Du? Bin ich denn nicht die unglücklichste Frau der Welt?"

Sie sank in einen Stuhl, schluchzte mit leidenschaftlicher Verzweiflung und rief, ihr Stirnhaar mit den zusammengekrampften Fingern packend: "O, hätt' ich Dich nie gesehen! O Du Dual meines Lebens! Wär' ich gestorben vor jenem Tage, als Du mir Liebe schwörst!"

Er blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen. Auf seinem blassen Gesicht straffte sich jeder Nerv in gehärteter, eiserner Entschlossenheit. Ihr war's, als sei das nicht seine Stimme, die jetzt sprach: ruhig, halblaut, aber scharf und klar, jedes Wort wie eingemeißelt in den Grabstein ihres kurzen jungen Glücks.

"Ich extrüge es niemals, Marie, — den Gedanken, die Dual Deines Lebens zu sein! — nein! Genug! — Ich habe es gut gemeint. — Ach was! Soll ich mich etwa entschuldigen? Wenn Du's nicht selber einsiehst! — Gut also. Ich gebe Dich frei. Geh! Es war ein Irrthum, daß wir zusammengehören. Es läßt sich ja zum Glück noch gut machen, ehe ich Dich ganz vernichtet habe," septe er mit unsäglich bitterem Lächeln hinzu.

Und dann sprach er ruhig und wohlüberlegt weiter. Wie ein Mann, der einen Trauersal bespricht mit all' seinen furchtbaren Konsequenzen, den häßlichen, nüchternen geschäftlichen Notwendigkeiten. Und er schien so wenig an die Möglichkeit einer Einsprache ihrerseits zu denken, wie man bei den Begräbnish-Anordnungen an die Einsprache der Todten denkt.

Sie saß ganz still. Als er das Wort ausgesprochen hatte: sei frei! geh! da war's ihr, als sei ihr Leben plötzlich zu Ende. Die Gedanken wirbelten ihr wie Blätter im Herbststurm durch den Kopf, todes, welches Zeug. — vorbei, vorbei!

Vorbei! schrie's in ihr, laut und gellend und unaufhörlich. Was er da sprach, so verständig, beherrscht und leise, wie man in einem Todenzimmer spricht, das hörte sie gar nicht vor diesem entsetzlichen inneren Geschrei.

Und auf einmal wußte sie: nein, leben konnte sie nicht ohne ihn. Nicht mit ihm, aber noch weniger ohne ihn. Sie mußte also sterben, und er sprach ihr Todesurtheil.

Was — was redete er nur immer noch?

Sie hatte endlich Kraft genug, den Kopf zu heben und ihm ins Gesicht zu sehen, — in dies über alles geliebte, todenblaße, ernste Männergesicht.

Ihr Born war ganz fort. War sie jemals zornig gewesen auf diesen lieben, guten Menschen, an dem jeder Zug, jede Bewegung, jedes Härchen ihr thuer und kostbar war?

Sie begriff es nicht. Sie wunderte sich so sehr über sich und ihn. Mein Gott, warum vertrugen sie sich denn nicht und liebten sich doch so? Wenigstens sie ihn.

Ob er sie? — Nein, nein, das war's ja eben. Er liebte sie nicht. Nicht mehr. Sie hatte ihn zu furchtbar verletzt, bis auf den Grund der Seele. Es gibt etwas, das der Mann nicht vergeben kann, das ihm gegen die Ehre geht. Und das hatte sie ihm angethan. "Du vernichtest mich! O Du Dual meines Lebens!"

Hatte sie das wirklich gefragt? Hatte sie denn nicht gerufen: Du mein einziges Glück, für das ich tausend Tode sterben möchte! —

Und warum rief sie's jetzt nicht? Da doch ihre ganze Seele randvoll war von Liebe?

Aber nein, sie dachte es bloß, ohne es selbst zu wissen, ohne ein Glied rühren zu können.

Er hatte sie mit diesem "geh!" förmlich todgeschlagen. Ja, geh! — Gehen wollte sie, mußte sie. Aber wohin? Wie es ihn wundern würde! Und leise und heimlich in all der Verzweiflung tauchte etwas auf, eine Rettung. Ruhe. Stille.

"Das wäre so das Wesentliche," sagte er zum Schluss. "Du hast nichts dagegen einzuwenden?"

Sie schüttelte mit dem Kopf. Sie wollte sich erheben, um sich ins Bett zu legen, denn es kroch ihr so eiskalt über die Glieder. Sie hatte eine Schnauft nach Wärme und Kuschelredettslegen. Dann sagte sie ihm gute Nacht, aber so tonlos, daß er es wohl nicht gehört hatte, denn er antwortete nicht.

Ganz mechanisch entkleidete sie sich und legte sich nieder. Wie auf ein Lager von Eis, so zuckten ihr die Schauer durch die Glieder. Sie löschte das Licht, und nun war rabenschwarze Nacht um sie her.

Die letzte Nacht in diesem reizenden Schlafzimmers, diesem lauschigen, von tausend süßen Erinnerungen erfüllten Nest! Also frei! Also zu Ende! Ein kurzes Glück, ein kurzes Leben.

Und nun flammerte sie sich an die grausame Vorstellung einer furchtbaren That, die sie morgen ausführen würde, morgen, wenn er in den Dienst gegangen war. Noch wußte sie das "Wie" nicht. Sie kann und kann. Alles war häßlich und grausig. Aber sie würde den Ruth schon finden. Es blieb ihr ja nichts anderes übrig.



Aus romantischer Zeit. Nach dem Gemälde von Leopold Rotherau.

Recht hatten sie immer alle beide, sonnenklares Recht. Jeder von sich aus, den Geigen seiner Natur zufolge. Und der andere sickte so fest in seiner eigenen Haut, so bis über die Ohren. Sie hatten beide den ehrlichen, herzlichen Willen, einander zu überzeugen. Sie wollten Frieden um alles in der Welt. Sie litten wie ein paar Verzweifelte an der gegenseitigen Verständnislosigkeit.

"Das mußt Du doch einsehen! Ich habe doch Recht. Ich kann nicht gegen meine Überzeugung mich selber ins Unrecht setzen. Das wäre feige, charakterlos, gemein. Und was würde, wenn ich's einmal gehan hätte? Dann müßt ich immer und immer wieder klein beigegeben, mich ganz an die Wand drücken, meine Persönlichkeit vernichten lassen!"

Er wurde jedesmal zum Schluß — grob! Ganz einfach und brutal: grob. Und dann war's vorbei. Dann schnappte der Stiegel zu. Es war wie eine Eisenbühr zwischen ihnen. Und diese unsichtbare Eisenbühr stand auch da, wenn sie dicht nebeneinander am Tische saßen und schweigend ihre Mahlzeit hineinpumpten, ohne zu wissen, was sie aßen; denn gallesbitter schmeckte alles.

Und sie wurden immer seinhöriger, immer scharfsichtiger für die Fehler des anderen, für die leiseste, entfernteste Absicht, wehzuthun, empfindlicher gegen jeden, auch den zartesten, schonendsten Tadel. Sie witterten das Heranziehen der Wölfe,

und schwerer auf sie. Sie wurden beide müde und traurig. Ebenso leidenschaftlich müde und traurig, wie sie vorher glücklich gewesen waren.

Und beide gute, brave Menschen wurden an einander unglücklich. Beide mit dem besten, ehrlichsten Willen; seine, vielleicht überzarte Naturen, die im Künstlerischen so gut übereinstimmten, sich immer wieder überraschten durch die Harmonie ihrer Anschaufungen. Und doch, — im Alltagsleben, — da wurde die Brücke zwischen ihnen immer morsch. Schon fühlten sie manchmal ein Bittern, ein Knirschen und leises Krachen unter ihren Füßen, das ihnen durch alle Seelenfasern orang. Ein Todesjhdred: jezt, — jezt, — bricht sie! Und dann der Abgrund, der tiefe, schwarze Abgrund! Das Zerschmettern! Denn leben konnten sie ohne einander nicht. Und, wie es schien, auch nicht miteinander.

Und eines Tages, — da fuhr es wie ein Schwert durch ihre Seele. Sie standen leichenbläß einander gegenüber, als hätten sie dem Tode ins Gesicht gesehen. Die Brücke unter ihren Füßen war geborsten, auseinandergeklapt! — Nur ein Sprung auf Tod und Leben konnte sie wieder vereinigen. Wer sollte ihn wagen? Keiner hatte den Mut und die Kraft dazu.

"Ich halte es nicht mehr aus, Otto! Es geht über meine Kräfte. Ich will Dich auch nicht ganz unglücklich machen. Und ich seh' Dir's an, Du bist es!" —



Bei den Spülbänken. Nach dem Gemälde von V. Genzmer.

Nach einer Weile ging auch ihr Mann schlafen. Sie lauschte. Er lag ganz regungslos.

Gewiß schlief er, erleichtert, befreit, — nach der langen, friedlosen Ehezeit zum ersten Mal wieder ruhig.

Nach vielen Stunden war's ihr, als dränge ihm ein langandauernder, zitternder Aufzug aus der Tiefe der Brust. So schlafst er also auch nicht? dachte sie mit einem kleinen, schmerzlichen Triumph. So ganz leicht also reicht er sich doch nicht los von ihr. Ein bisschen liebt er sie doch. Und einst, — ja einst ist sie sein ganzes Glück gewesen!

Berghen wird er sie nicht. Und wenn er gelehren hat, daß ihr der Tod lieber war, als das Leben ohne ihn — —

Sie zog die Decke über's Gesicht und weinte sich endlich in Schlaf. Fest und tief wie ein Kind schlief sie. So leise und still und friedlich schwebten die Ahnenfüße durchs stillen Zimmer.

Dem Manne aber hatte kein wohlthätiger Schlaf die Augen geschlossen. Er lag ganz still, und in ihm wühlten die Schmerzen der nahen Trennung, die qualvollen Vorwürfe, die Angst, was aus ihr werden sollte, dem kleinen Trostlos, nun wieder allein drausen in der Welt. Es schien ihm so unmöglich, so unausdenkbar, daß er ohne sie fertig werden sollte. Es würde ihm ja keine Ruhe lassen. Sie war ja sein Kind, sein Schüppling. Er hatte ihr Leben in seine Hände zu nehmen versprochen.

Aber es ging doch wirklich nicht anders. Sie rieben sich gegenseitig auf. Er, — so ein friedfertiger Mensch, — er schwärmte sich, wenn er an die ewigen Baut-Szenen, die harten, beleidigenden Worte dachte. Und heute Abend nun —

Nein! Nicht immer wieder schwach werden! Fest durch, wie durch ein Flammenmeer! Was kam's auf Brandwunden und Schmerzen an, wenn er nur eins rettete: seine Selbstachtung, seinen Mannestolz.

Es wurde sacht Tag. Die Vögel singen schon leise an zu zirpen. Auf der hellen Wand malte sich rosenrot das Muster der Gardine. Die Sonne kam. Welch ein Tag für sie beide!

Da, — auf einmal, — von drüben ein heller, jauchzender, durchdringender Schrei. „Otto! Otto!“ So erlost, so über alles glücklich.

Und die weiße Gestalt des jungen Weibes liegt vor seinem Bett auf den Knieen, streckt ihm die Arme entgegen und stammelt: „Du hast mich gerufen, Otto?“

Erschrocken richtete er sich auf, starrte sie an, schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ich — ? Nein.“

Da ging ein tödliches Erblassen über ihr Gesicht. Und dann erglühete sie voll Scham. Sie erhob sich langsam. Sie wandte, wandte sich ab.

„Dann“ — stammelte sie, „muß ich's geträumt — . Du rießt mich. Ganz laut. Voll Angst . . . Und so — voll —“

Sie sprach nicht zu Ende. Ganz zitternd, verzweifelte Enttäuschung in jeder Miene, jeder Bewegung, machte sie sich mit ihren Kleidern zu schaffen. Hastig schlüpfte sie in die Pantoffeln, warf den Morgenrock über.

„Dann entschuldige,“ sagte sie dabei, mühsam zu dem kalten, trockigen, feindseligen Ton übergehend, mit dem sie in letzter Zeit verkehrt hatten. Aber sein seines Ohr hörte unter dem Eis schon das Brausen und Rauschen des lebendigen Stromes, der seine Seele sprengen wollte.

Er kämpfte mit sich. Alles Wohlerwogene, Festbeschlossene über den Haufen werfen? Wie eine Windfahne, — gestern so, heute so? War das männlich? Könnte er das vor seinem Stolz verantworten?

Sie war fertig, kramte noch zögernd herum in ihrem Schließfächchen, machte sich dies und jenes zu schaffen, als erwarte sie, daß er etwas sage. Dann ging sie langsam zur Thür.

„Marie!“ rief er sanft. Sie zuckte zusammen, stand still, die Klinke in der Hand.

„Komm her, Marie!“

Widerstrebend, doch unaushaltbar von seinem Willen gezogen, gehörte sie. Wie mit geschlossenen Füßen schob sie sich heran, blieb vor ihm stehen, sah zur Seite.

„Was soll ich?“ murmelte sie.

„Marie, sieh mich an.“

„Wozu? Es ist ja doch alles aus. Läßt mich.“

Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. Sie wollte sich ihm entwinden, aber er zog die schlanke Gestalt zu sich herab auf den Bettrand.

„Marie, ich habe Dich doch gerufen.“

Es durchfuhr sie. Ein scheuer, fragender, zweifelnder Blick. Er nickte. Nun sah sie ihm voll in die Augen. Und das Tiefe, Heiligste, Größte, das es gibt im Himmel und auf Erden, — reine, vom Schlamm der Leidenschaft gefärbte Gattensonne, — leuchtete ihr sternengleich entgegen aus seinem blassen, erschütterten Gesicht.

„Otto!“ rief sie und schlug die Arme um seinen Nacken, und preßte den Kopf an seine Brust. Und fühlte da die großen Schläge seines Herzens, das so stark und gewaltig hämmerte in dem brennenden Schoß um sie.

„Bergieb mir!“ schluchzte sie. Zum ersten Mal kam das Wort über ihre trojenen Lippen.

Er lächelte glücklich. Und dann, ihren kleinen, harten Kopf fest an sich pressend, begann er zu sprechen, ernst und liebevoll, ruhig und klar, die neue Weisheit, die diese Schmerzensnacht ihm gelehrt hatte.

Sie lauschte, fromm und andächtig, wie in einer Kirche. Alle ihre Irrtümer lagen deutlich vor ihr. Welche Thoren waren sie gewesen! Sie hatten gemeint, das Glück säme ganz von selber, wenn sie nur erzt Mann und Frau wären. Als wenn's nicht jeden Tag von neuem errungen werden müßte, mit heiter, innerer Arbeit, mit Selbstausgabe und Willensverleugnung!

Wie ein Gespann, das gemeinsam die schwere Lebensfracht ziehen will und nun wild und ungebändig jedes nach seiner Seite zerrt und reiht und schlägt, — so thöricht hatten sie's angehangen und damit ihr Glück in Grund und Boden versfahren.

„Nein. In der Ehe gilt nur ein Wille: der vereinte Wille zweier Menschen, die gemeinsam die Lebensfracht hinüberholen zu ihrem großen Ziel.“

„Nicht wahr, mein Weib?“ schloß er.

Sie nickte mit einem riesen Blick. Sinnend, grübelnd sah sie vor sich hin.

„Seltsam,“ flüsterte sie. „Dieser Traum. Mir war's so deutlich, als hättest Du nach mir gerufen.“

„Ja, Marie. Meine Seele schrie nach Dir. Und ich wußt's nicht einmal, ich Thor. Aber Deine Seele hörte mich aus tieffstem Traum. Und sie kam. — Wüßt' Du nun bei mir bleiben, Marie?“

„Ja, ja!“ sagte sie stillselig.

Nachdruck verboten.

### Leb' wohl.

Es grub der Tod ein Kämmerlein,  
Gerb's in die Erde tief,  
Weitab von Tag und Sonnenschein. —  
Mein schöner Liebster schlich hinein  
Und schlief.

Ich stehe draußen ganz allein  
Und klopfe an die Thür:  
„Wenn Du mich liebst, erbarm' Dich mein  
Und tritt aus Deinem Kämmerlein  
Heraus.“

Nichts regt sich, — nur des Känzchens Schrei'n  
Ietzt durch die Nacht so hohl.  
Ein Schauer rinnt durch mein Gebein.  
Wie schwarz die Nacht, — wie kalt der Stein,  
Leb' wohl. —

Anna Ritter.

Nachdruck verboten.

### DamenSport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

III.

**S**ie Heilfunde ist eine Tochter der Theologie. Die ersten Aerzte waren Priester, Priester jener Kultur-Epochen, in denen alles Leid, das den Menschen traf, als Ausfluß göttlichen Zornes erachtet, der mit Opfern beschwichtigt, durch Zaubermittel und Beschwörungen abgewehrt sein wollte. Noch dem Dichter der homerischen Gesänge war die Pest im Lager der Achäer vor Troja eine Rache des erzürnten Apollon. Die alte Vorstellung ist heute noch mächtig; die Apotheken leben von ihr, denn auch heute noch tröstet den Kranken die geheimnisvolle Flasche mit dem rothen Glanzfäppchen und dem langhinvallenden Papiermantel: sie ist ihm nach wie vor ein Zaubermittel, die „Medizin“.

Der moderne Arzt hat wenig Zutrauen zu den Recepten, die er verschreibt. Er weiß, daß er die wenigen wirklichen Heilmittel, die er besitzt, auf den Nagel seines Daumens notieren kann. Vielleicht, daß sich die Hoffnungen erfüllen, die heute weite Kreise an die Serum-Therapie knüpfen: aber an Drogen, Latvergen, Decote und Pillen glaubt heute nur noch der Kranke, selten mehr der Arzt. Er muß sein Recept verschreiben, zur Tröstung des Patienten: aber er weiß, daß er bestensfalls damit „Suggestionstherapie“ treibt, die Hoffnung und damit den Willen zur Genesung hebt.

Heilen können wir, außer wenigen Krankheiten mit jenen wenigen wirklichen Heilmitteln, bisher nur mit zwei Methoden: chirurgisch, indem wir mit dem Stahl und dem Feuerwerk Schädlichkeiten aus dem Körper ausmerzen; und suggestionstherapeutisch, indem wir unseren eigenen Willen einführen, wo der Wille des Kranken zu schwach ist.

Das hört sich resignirt an, schließt aber einen gewaltigen Fortschritt in sich. Indem die Heilfunde die Grenzen ihres Könnens erkannt und aufgehört hat, das Unmögliche zu wollen, hat sie gelernt, immer mehr das Mögliche zu erreichen. Namentlich die Chirurgie schreite ja von Triumph zu Triumph. Darüber hinaus aber hat die Medicin zwei neue, grüne Blätter in ihren Ruhmeskranz geslochten:

Sie lernt von Tag zu Tag mehr, die Krankheiten zu verhüten, die sie nicht mehr beilen kann, wenn sie einmal ausgebrochen sind; der Arzt wird mehr und mehr aus einem Krankheitsbezwinger zum Gesundheitswächter, die Heilfunde immer mehr zur Hygiene. Die Erkenntniß, daß alle Massen-Erkrankungen, vom Typhus bis zur Tuberkulose, sociale Ercheinungen sind, die nur mit gesellschaftlichen Maßnahmen bekämpft werden können, hat schon die schönsten Früchte gezeigt, die Sterblichkeit der Kulturmänner ungängbar vermindert und die durchschnittliche Lebensdauer stark verlängert.

Der zweite Fortschritt liegt darin, daß die Heilfunde immer mehr gelernt hat, den Menschen selbst zu seinem eigenen Arzte zu erziehen. Sie bat ihm die zwei Helfer zur Seite gesellt, die ihn oft noch heilen, wenn er schon erkrankt ist, und ihm mehr als alles andere die Gesundheit gewährleisten, so lange er sie noch besitzt. Diese Helfer sind Diät und Gymnastik. Sie umfassen die Medicin und die Hygiene des Individuums, den Theil der gesundheitlichen Polizei, den der Staat nicht auf seine Schultern nehmen kann.

Die Diät im engeren Sinne ist bei derjenigen Schicht der Kulturmenschheit, von der wir hier sprechen, den Damen, im allgemeinen beständigend geregelt. Sie halten sich im Durchschnitt von groben Schädlichkeiten fern, wie sie der Missbrauch von Tabak und Alkohol mit sich führt; sie ernähren sich kräftig und reichlich, — nur zu reichlich, — und vernachlässigen die Hautpflege in Bädern und dergleichen nicht allzusehr. Um so schlimmer steht es mit der Gymnastik. Wir haben schon ausgeführt, wie eine an sich nicht überreichliche Ernährung bei Abwesenheit einer genügenden Muskelthätigkeit schädlich wirkt, weil sie Spannungskräfte auffspeichert, die sich dann in regellosen, nervösen Erkrüppelungen entladen.

Was das Weib braucht, so gut wie der Mann, um der „Neurasthenie“ und der „Enteropose“ zu entgehen oder sie, wenn möglich, noch zu heilen, ist Gymnastik, Muskelthätigkeit.

Die Neurasthenie ist im Grunde nichts anderes, als eine Schwäche des gesamten Willenssystems, das sich aus den motorischen Centren des Gehirns, den Willensnerven und der Muskulatur zusammensetzt. Alle Symptome der Neurasthenie, die leichte Erregbarkeit und schnelle Ermüdung der Muskeln, die Unfähigkeit zu irgend welchen Entschließungen (Abulie), deuten auf das Willenssystem hin. Wenn man es kräftigen will, so kann das nur durch Übung geschehen: und der direkten Übung ist von jener Dreihheit der verbundenen Organe eben nur eins fähig, die Muskulatur. Sie kann man

vor steigende Aufgaben stellen, zu immer höheren Leistungen der Kraft und Ausdauer heranbilden; und es unterlegt gar seinem Zweisel, daß man damit zugleich auch den Nerv und das Gehirn-Centrum mit erzielt. Der anatomische und funktionelle Zusammenhang der drei Glieder des Willenssystems bringt es ohne weiteres mit sich, daß ein Wachsthum in der Masse und eine Zunahme in der Leistung des Muskels auch den dazu gehörigen Nerv und das motorische Centrum gleichmäßig mit entwickelt. Nur so ist es möglich, auch jenen übergeordneten „Willen“, der sich nicht auf eine einzelne Körperhandlung, sondern auf eine ganze Reihe zukünftig auszuführender Handlungen richtet, den Willen zum Lebensberuf, der dem Neurastheniker so oft fehlt, zu beeinflussen, zu entwirken und zu der normalen Spannkraft emporzuführen, die dem Träger im Kampfe um das soziale Dasein die Widerstandskraft und zum Leben selbst die nothwendige Fröhlichkeit, das Gleichmaß der Stimmung, verleiht.

Was aber hier für das Willenssystem ausgeführt worden ist, das gilt für den gesamten Körper. Denn der Körper ist ja ein Organismus, d. h. ein Weizen, in dem jedes Organ mit jedem anderen in einer tiefsverwurzelten Wechselbeziehung des Aufbaues und der Leistung steht. Es bleibt trotz dieser unlösbarer Verknüpfung des organischen Seins kein Organ gesund, wenn ein anderes erkrankt: es bleibt aber auch kein Organ krank, wenn das andere gesund ist.

Wir haben früher die verhängnisvolle Wirkung der einseitigen Verlustthätigkeit betrachtet und gezeigt, wie die fast ohne Muskelarbeit lebenden Angehörigen der oberen Klassen an diesem Mangel erkranken. Hier war ein „Circulus otiosus“ gegeben, dessen Glieder sich rundum immer mehr verstärken: je höher die Überanstrengung der geistigen Centren, um so träger Verdauung und Stoffwechsel, um so leichter die Selbstvergiftung mit unverbrauchten Stoffwechsel-Giften, um so geringer die Widerstandskraft des Nerven-Apparates! Diesen schlerhaften Ersatz zu durchbrechen, kann uns, wenn überhaupt, nur mit Hilfe des einzigen Organes gelingen, das nicht automatisch arbeitet, sondern unserem Willen unterworfen ist, mit Hilfe der Muskulatur, d. h. durch Gymnastik, durch Sport!

Und wußlich! der Zauberdoctor Sport bekommt das Kunststück fertig. Schauen wir ihm bei seinem Werke zu!

Die erste Folgewirkung einer energischen Muskelthätigkeit ist eine sofortige, durchgreifende Veränderung im Blutkreislaufe. Die überall ökonomisch arbeitende Natur hat dem Menschen bekanntlich nicht etwa so viel Blut verliehen, um zu jeder Zeit alle Adern des Körpers gleichmäßig zu füllen. Davon kann gar keine Rede sein! Unter Blut gleicht einer gut organisierten Polizeitruppe, die nicht alle Plätze besetzt hält und dennoch sofort überall am Orte ist, wo sie gebraucht wird. Wenn ein Organ ruht, sind seine Blutgefäße zusammengezogen, sodass es nur von geringen Mengen des „ganz besonderen Saftes“ durchströmt wird. Sobald es in Thätigkeit versetzt wird, erschließen sich die Adern weit und lassen, wie geöffnete Schleusen, den Strom in mächtigen Wellen ein- und durchfließen.

Wenn man erfährt, daß der arbeitende Muskel von etwa der zwanzigfachen Blutmenge durchströmt wird, die dem ruhenden zusieht, so wird es sofort klar, von welchem ungeheueren Einfluß die Inbetriebnahme eines größeren Theiles der Körpermusculatur auf die Verteilung der Blutmasse sein muß. Das wichtigste Ergebnis ist, daß dem Gehirn das für seine Arbeit nothwendige Blut entzogen wird, sodass es zur Rast geradezu gezwungen wird. Was seine „geistige Ablenkung“, sein Eisbeutel, nicht einmal der Schlaf zu Stande bringt, die Ausschaltung des blutübersättigten Sitzes des Trieb- und Geisteslebens, das bewirkt eine energische Muskelthätigkeit sofort: der Mühlbach wird oben abgeleitet, „des Dentens nimmermüde Spindel“ hört auf zu schmurren, weil der bewegende Strom unten an Rumpf und Extremitäten die Kraftmaschinen betätigkt. Und darum darf man sagen, daß der Sport der Schlaf des Geisteslebens ist, seine Rastzeit, seine Badefur.

Diese Wirkung äußert sich sofort in einer großen, rein vegetativen Fröhlichkeit, die das beste Zeichen dafür ist, daß das gewöhlte Heilmittel das rechte war. Die Rast des überarbeiteten, die Beihaltung der eingerosteten Organe werden von dem Körper mit einem Allgemein Gefühl hergestellt. Harmonie, mit einem Lustgefühl, eben jener urwüchsigen Heiterkeit quittiert, wie wir sie sonst nur in unserer Kindheit empfanden, in der wir alle Kräfte der Seele und des Leibes in gleichmäßiger, spielender Arbeit entfalten durften.

Während das Gehirn zur Ruhe kommt und nun Zeit hat, in aller Gemächlichkeit die Verluste zu erlösen, die die lange Campagne es gelöst hat, d. h. gesunde, widerstandsfähige Zellen heranzubilden, geht der umgekehrte Prozeß in der Muskulatur vor sich. Hier spült der Blutstrom die aufgehäuschten Stoffwechselgifte heraus und „entgiftet“ schon damit den größten Theil des Gesamt-körpers. Wie gewaltig diese Entgiftung ist, geht z. B. daraus hervor, daß der Schwein, der bei körperlicher Arbeit vergossen wird, für Thiere, denen man ihn unter die Haut bringt, ein sehr schweres Gift darstellt, während der bei Hirsche austretende Schweiß, — z. B. im russischen Bade, — eine relativ harmlose Substanz ist. Gleichzeitig werden die schon längst alterschwachen, aber während der faulen Zeit noch am Leben gebliebenen Zellen des Muskels abgetötet; sie wandern mit dem zwischen ihnen eingedrängten Gewebe in den großen Detzzen des Körpers und werden durch junge, lebensfrische Zellen ersetzt; in überraschend kurzer Zeit verwandelt sich auf diese Weise der schlaffe, dünne Muskel des Bureau-Menschen in die stahlharte, leistungsfähige Fleischmasse des Trainirten. Denn nichts ist dankbar für die „Lebung“ als der Muskel.

Auch das Herz ist ein Muskel! Der Sport stellt dem Herzen neue, gewaltige Aufgaben: es muss die Blutmasse in beschleunigtem Tempo durch die Arterien pressen, aus den Venen zurücksaugen; und daran erzielt es und befähigt nun seinerseits die Muskulatur, die immer besser mit Blut versorgt wird, zu immer höheren Leistungen. Der venöse Blutstrom, vom gestärkten Herzen kräftiger angezogen, durchfließt mit größerer Geschwindigkeit seine Bahnen, namentlich im Verdauungs-Apparat: der Darm und seine Drüsen fangen an, kräftiger zu arbeiten und verhindern darum die Bildung giftiger Stoffwechsel-Produkte im Darmkanal, während gleichzeitig die Entlastung des venösen Apparates Blutaderknoten und Hämostrohoden zum Verschwinden bringt. Der gesamte

Stosswechsel erhält einen mächtigen Anstoß, die Verbrennungsthätigkeit tritt in volle Kraft; und weil zur Verbrennung Sauerstoff nötig ist, muß unser Blasenbalg, die Lunge, tiefer und ausgiebiger sich entfalten, um die innere Lebensglut in Gang zu erhalten. Die Niere, die, so lange die Haut sich ausruhte, die Entgiftung des Körpers fast allein zu vollziehen hatte und unter Umständen an dieser gefährlichen Arbeit erkrankte, fühlt sich auf einmal entlastet. Denn einerseits besorgt die ausgiebige Verbrennung der Nahrungsmittel die Zersetzung schon in den Organen selbst in einer viel vollkommeneren Weise als zuvor, sodass überhaupt weniger auszuscheidende schädliche Stoffe in den Blutkreislauf hineingelangen, — und andererseits nimmt ihr jetzt die in kräftigste Transpirations-Thätigkeit gerathene Haut den größten Theil der verkleinerten Aufgabe ab. So kann auch die Niere ruhen und ihre Wunden heilen.

Kurz und gut: während vorher, so lange die einseitige Berufsthätigkeit währt, ein „fehlerhafter Kreis“ bestand, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die, in sich zurückkehrend, die Krankheits-Erscheinungen fortwährend verschlimmerte, stellt die harmonische Thätigkeit einen „tugendhaften Kreis“ dar, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die, in sich zurückkehrend, die Gesundung und Leistungsfähigkeit fortwährend emporhebt.

Für die Frauen der oberen Stände kommt noch dazu, daß ihre flächen-Muskulatur, zu straffen Kraft, zu energischem „Tonus“ erzogen, die Bauchhöhle fest umschließt und jene gefürchtete Enteropose, jene Verkürzung aller Eingeweide in der durch Schlafrigkeit der Wandlung zu weit gewordenen Höhle verhindert, so daß die trainirten Frauen ihrer eigentlichsten Berufsfähigkeit genügen können, ohne davon bleibenden Schaden zu nehmen.

\* \* \*

Welcher Art soll denn nun die Gymnastik sein?

Am besten und kräftigsten wirkt sie natürlich, wenn sie den Körper zu der Zeit anpakt, wenn er am bildungsfähigsten ist, in der Jugend! Die Gymnastik muß noch in ganz anderer Ausdehnung als jetzt wesentlicher Bestandteil der Erziehung werden. Und hier hat die Hauptrolle das Turnen zu spielen, das als methodische Aus- und Durchbildung jeder einzelnen Muskelgruppe, jedes einzelnen Willens-Centrum von seiner anderen Art der Körperführung auch nur annähernd erreicht wird. Selbst für die Kinder der Kleinstadt oder des platten Landes ist das Turnen vom höchsten Werthe, obgleich nie sich in angeborem hygienischen Instinkte jeden Baum zu einer Kletterstange, jeden wagerechten Ast zu einem Nest und jeden Graben zu einem Sprungtand umwandeln und in wilder Freiheit und ohne künstliche Hülfsmittel ihren Leib nach allen Richtungen hin durchschneiden. Tropödem soll man sie nach Möglichkeit turnen lassen, schon um sie durch Bekanntschaft mit den praktischen Kunstgriffen und durch die beim Turnen üblichen „Hüfen“ nach Kräften vor Unglücksfällen zu bewahren. Wir wollen übrigens hier, trotz aller ängstlichen Eltern und Erzieher, auf das kräftigste betonen, daß uns ein zerrissenes Kleid, eine Schrunde am Knie, eine Bruchstelle an der Stirn und sogar ein zerbrochener Arm viel kleinere Unglücksfälle zu sein scheinen, als ein durch übergröße elterliche Vorsicht von jeder gefunden Verhütung zurückgehaltener und darum schwächerer und jeder Gefährdung unterliegender Körper. — Für die an sich schon unter jammervollen hygienischen Verhältnissen aufwachsende Großstadtjugend aber ist das Turnen geradezu Lebensbedingung.

Freilich, das Turnen allein macht es auch nicht! Kinder sollen spielen, „wie junge Füllen!“ Eltern, denen es ihre soziale Lage erlaubt, begehen geradezu ein Verbrechen, wenn sie die armen Würmer in der Paradieseszeit ihres Daseins, statt sie sich in ungebundener Lust tummeln zu lassen, in die spanischen Stiefel guter Manieren, kostbarer Kleider und gouvernante begleiter „Promenaden“ einzuhüllen. Der feinsinnige Poet und Arzt Hugo Salus hat solchen unnatürlichen Eltern folgende reizende Verse ins Stammbuch geschrieben. Möchten Zehntausende sie abschreiben und sich darnach richten!

„Denk' ich daran, wie wir Kleinstadtknaben  
Einst in der Freiheit geplätschert haben,  
Glücklich uns tummelnd wie junge Füllen,  
Dank' ich den Eltern noch jetzt im Sillen  
Für meine schönsten Erinnerungen.  
Aber jetzt! Die armen Jungen!  
Mädchen so herzlich gern, aber leider,  
Kamo findet's unfein, und dann — die Kleider!  
Schimpf' ich, ist gleich die Antwort hier:  
„Die Kinder sind jetzt gescheiter dafür.“  
Freilich. Aber ihr habt nicht bedacht,  
Dass ihnen die Klugheit nicht Freude macht,  
Und dass sie in ihrem Leben auf Erdem  
Genug Zeit haben, Geduld zu werden.  
Eine Unart macht ihnen mehr Genuss,  
Als ihr denaturirter Spiritus.  
Und läuft Christus, der Kinderfreund, wieder  
Zu uns und den lieben Kindlein hernieder,  
Sprach er wohl jetzt zu den laufenden Frömmen:  
Lasset die Kindlein zu sich kommen!“

Spiel, wo möglich im eigenen, wilden Garten, wo sie nach Herzenseinspielen tobten dürfen, ohne Rücksicht auf eingefasste Bereiche und wohlgeparkten Kies, und turnen, womöglich am eigenen Geräth, damit das Turnen, dem leider noch so vielfach der verhasste Schuldrust anhaftet, gleichfalls zum freien Spiele wird; das ist für Knaben und Mädchen die Vertreibung des Wächters mit dem Flammentschwert von der Pforte des Paradieses. Wahrlich, ihr besorgten Eltern, die geistige Ausbildung wird nicht darunter leiden. Eure rohwürgigen und breitbrüstigen „Götzen“ werden sich später entwölken, namentlich und glücklicherweise in geschlechtlicher Hinsicht, als die bläßlichen Treibhauspflanzen der Großstadt und ihrer Misch-Hygiene: aber sie werden dann mit ungeheurem „Spur“, um im sportlichen Jargon zu reden, furtz vor dem Ziele an ihren verkrümmlten Koncurrenten „vorbeigehen“ und sie mit vielen Längen schlagen. Mens sana in corpore sano! Und dient vor allem daran, daß ihr eure Kinder dazu erzieht, von einem Beruf, nicht aber für einen Beruf zu leben. Und um zu leben, dazu gehört eben eine Mitzustift nicht nur von Kenntnissen, sondern auch von Kraft und durch Jugendglück erworbener Frohheit!

Zu Spiel und Turnen kommen im Sommer die einzige, unersiegliche Körperübung des Schwimmens und im Winter das Schlittschuhlaufen. Den Eisport mögen die Kinder schon mit dem sechsten oder siebenten Jahre beginnen; das Schwimmen vor dem zehnten bis zwölften Jahre wird von gewichtigen Autoritäten widerrathen.

Für die erwachsenen Damen, verheirathete wie Jungfrauen, trete zu alledem der eigentliche Sport! Welder? darüber lassen sich keine allgemeinen Vorschriften geben. Hier werden persönliche und örtliche Verhältnisse entscheiden müssen, und hier wird der individuellen Liebhaberei der breiteste Spielraum zu gönnen sein. Denn eine Übung erfüllt ihren gesundheitsfördernden Zweck erst ganz, wenn sie Freude macht. Das Eintreten eines Unlustgefühls, einer Abneigung ist ein fast untrügliches Zeichen dafür, daß die gewählte Beschäftigung nach Art oder Maß ungeeignet war. Namentlich sollten sich nervöse Patienten davor hüten, ein Ermüdungsgefühl mit zu großer Anspannung des Willens zu überwinden. Das rächt sich bitter, — und die ungünstigen Resultate, die manche Neurotiker von der sportlichen Betätigung gehabt haben, erklären sich wesentlich daraus, daß sie die „Dosis“ Anfangs zu groß gewählt haben, bevor noch der Körper durch Übung zu größeren Leistungen herangegangen war. In manchen Fällen muß man eben mit Grammen und Minuten rechnen, statt mit Kilos und Stunden.

Von allen Sports ist der dem Menschen natürliche, weil ohne jedes künstliche Hülfsmittel ausführbare, zweifellos das Wandern. Es spannt, namentlich, wenn der Gänger sein Gewärd selbst trägt, jede Muskel des ganzen Körpers in seinen Dienst und erfüllt durch den reichen Wechsel der Scenerie nebenher das Herz mit jener überschäumenden Glückseligkeit, die als „Wanderlin“ im deutschen Liede so begeisterten Wiederhall gefunden hat. Das Wandern ist eine Übung, die dem Weibe so gut zugänglich ist, wie dem Manne; schrecken doch tüchtige Steigerinnen nicht davor zurück, mit dem Herrn der Schöpfung im Wettkampfe die steilsten Bader der Dolomiten und die schwindelnden Grade der Berner Gletscher zu erklimmen.

Man soll sich aber nur nicht einbilden, daß man so ohne weiteres „wandern“ kann, wenn man gut „spazieren gehen“ kann. Wandern ist eine Kunst! Wie sie zu betreiben, wie Ausrüstung und Verhalten auf dem Marche sein müssen, habe ich in meiner „Ferienwanderung“ (Berlin 1895. Fontane u. Co.) zu Ruth und Frommen aller fahrenden Gesellen und Gesellinnen zu schreiben ver sucht.

Leider ist das Wandern eine Übung, die auch für begüterte Personen nur wenige Wochen im Jahre möglich ist. Und wenn wir auch jedem ruhigen Menschen, Mann wie Weib, nur dringend raten können, seine Ferien zu einer energischen Inbetriebsetzung aller Muskeln nicht gleichwertig; immerhin spannt es in Kumpf und Unter-Extremitäten den größten Theil aller Bewegungs-Organen kräftig an, und hat den ungeheuren Vortheil, auch den Großstädter der allheilenden Mutter Natur wieder zu nähern. Außerdem ist die Wanderlust, die es erweckt, der schnelleren Ortsumbewegung halber vielleicht noch intensiver und darum gesünder.

Da hat zur rechten Zeit die Zauberhexe Technik der leidenden Menschheit dieses Jahrhunderts das Geschenk des Fahrrades gemacht. Das Radfahren ist dem Wandern als gleichmäßige Inbetriebsetzung aller Muskeln nicht gleichwertig; immerhin spannt es in Rumpf und Unter-Extremitäten den größten Theil aller Bewegungs-Organen kräftig an, und hat den ungeheuren Vortheil, auch den Großstädter der allheilenden Mutter Natur wieder zu nähern. Außerdem ist die Wanderlust, die es erweckt, der schnelleren Ortsumbewegung halber vielleicht noch intensiver und darum gesünder.

Wo die örtlichen Verhältnisse es gestatten, greife die Dame ge trost zum Ruder. Es ist fast unvergleichlich in seiner trainirenden Kraft, namentlich für die Bauch- und Brust-Muskulatur, während es auch Arm und Bein energisch durchmassirt und kneitet.

Dass solche Damen, denen es an dem nötigen Mut und dem nötigen Kleingeld nicht mangelt, sich gern aufs hohe Roß setzen, ist schon so alter Brauch, daß man es nicht weiter anzurathen nötig hat. Es scheint jedoch, als müsse die neuendrucktumende Gewohnheit, nach Herrenart ritlings im Sattel zu sitzen, aus bestimmten hygienischen Gründen wider raten werden.

Die Rasenspiele, namentlich das Reisenspiel und das Lawn-Tennis, sind unschätzbare Medicinen in der Sport-Apotheke, vielleicht, weil ihnen das gefährliche Bespreben natürlich fremd ist. „Records“ zu schaffen, das heißt sich aus Ehregeiz zu übernehmen. Denn, wie schon gesagt: die Gymnastik ist ein Heilmittel, und jedes Heilmittel wird, im Übermaß genommen, zum Gifte.

Zum Schluße sei noch eines in Deutschland wenigstens sehr mit Unrecht vernachlässigten Sportes gedacht, des Fechtens. Es hat den großen Vortheil, bei jedem Wetter zugänglich zu sein, und hat mit dem Wandern, Rudern, Turnen und Schwimmen die Jugend gemeinam, den ganzen Körper anzupassen. Eine Stunde ernstlichen Florettirens oder Säbelkämpfens ist einer mehrstündigen „Promenade“ mindestens gleichwertig. Dieser edle Sport hat zudem den Vortheil, die Dreiteilung des Willensorgans weniger zu grober Kraft, als zu blitzschneller Verhütung zu gewöhnen. Wir können versichern, daß kaum eine andere Übung dem Körper so viel Schmeidigkeit und Grazie, — die Anmut der Kraft, — verleiht als das Fechten. Das Florett und der leichte italienische Säbel sind dem zarten Handgelenke der Dame durchaus nicht zu schwer; sie hat im Gegentheil vor ihren männlichen Partnern den Vortheil der angeborenen Biegsamkeit und des schnellen, instinktmäßigen Schlags voraus.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Sie sehen, meine Damen, die Auswahl ist nicht klein. Wählen Sie für sich und, wo vorhanden, für Ihre jungen Töchter. Das Schwerste ist ja schon überwunden: die allmächtige Mode hat ihre Erlaubnis zum Damensport und zu „Bloomers“ schon ertheilt. Sie dürfen also mit gutem Gewissen den Windfahrtum oder das Matterhorn „nehmen“, das Fahrrad oder Ruderboot besteigen, Racket und Florett zur Hand nehmen. Und wenn Sie dann durch Ihre ganzen Beweise eine Seligkeit ziehen fühlen, die Sie lange entbehrt, wenn Sie plötzlich und mit grohem Vergnügen bemerkten, daß Ihr kostbares, Ihre „Nerven“, auf einmal fort sind, wie weggeblasen, daß Ihre Töchter mit rothen Wangen und breiten Schultern emporblühen, wie junge Eichen, eine Hoffnung des kommenden Jahrhunderts, dann wenden Sie alle Gewandtheit Ihrer Jungen und alle Überredungskraft Ihrer schönen Augen an, um als gläubige Apostel neue Proselyten zu machen für den großen Zauberdocttor, den Medicinmann „Damenport!“

Nachdruck verboten.

## „Die Mode von 1909.“

Von Alex. Braun.

Mit einem Gruppenbild nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, tgl. bunt. Hof-Photograph in München.

H in de sièle schlüpft hinter die Thür.

„Und 1909 lugt nedisch herfür.“

Ein allerliebster Schelm dieser Jahrhundertbeginn, zierlich und geschickt in der That, wie er auf Einladung des Münchner Orchester-Vereins sich in den Kalm-Sälen dargestellt. Freilich, Emanuel Seidl hatte, die Eigenart des neuen Jahrhunderts vorahnend, ihm ein ganz „jamoses“ Heim eingerichtet. Jamos ist ein Wort, das in der Münchner Künstlergesellschaft „Alotria“ geprägt, den lauteren Goldgehalt unbedingt vollendeten Ge lingens in sich saß. Auf die meisten Veranstaltungen der Künstlerschaft anwendbar, ist es so recht die Signatur für den Orchester-Vereins-Ball, der als Eröffnung für das große Künstlerfest vom vorigen Jahr die Krone des genüchtesten heutigen Carnivals geworden.

„Jahrhundertbeginn“, der in gesunder deutscher Kernatur den wellen wälschen Abegriff aller Schwächen und Gebrechen „in die sièle“ in die Flucht geschlagen, bringt eine neue Mode mit, die strahlend in lichter Farbenpracht wie eine Maienkönigin ihre Krone in den ihr zu Ehren gar wunderbar geschmückten Räumen entfaltet. „Das muß an ganz extra Farbenzauber geben,“ war die Lofung des langen Emi, wie Professor Emanuel Seidl, der unsüberstossene Münchner Meister der Innen-Architectur, zum Unterschied von seinem kleinen „unterseiten“ Bruder Gabi, Professor Gabriel Seidl, dem Erbauer der St. Annakirche und des neuen National-Museums, im Kreise der Bekannten, — und wer in der Stadt kennt die beiden genialen Söhne des alten kunstigen Hofbäcker Seidl nicht? — gehetzen wird. „A recht a fein's blau's Licht überall, und da drin dann all' die kräftigen, leuchtenden Töñ“ neumodischer Kleider, aus denen die schönen Frauengäste und die weißen Arme und Räder rausblitzen, wie Juwelen — das wird was.“ — Ja, 's ist wirklich was geworden von entzündender, unvergleichlicher Schönheit. Das weiche blaue Licht flutete nieder von dem wie eine Rivièr'e von Saphiren dichtgereichten blauen Glühlämpchen, die sich zwischen den den weißen Vogenbrüstung umschlingenden tiefblauen Blättergewinden hingen. In zarterer Schattierung schimmerten, grünbläulich patinirt, rings an den Vogen die auf reich ornamentirten Stützen aufragenden, antik gestalteten Glücksgöttinnen, die den Krantz des Sieges empriehlten. Aus blauen Glodenblumen spendete eine von bläulichen Ranken umponnene Krone in der Mitte der weißen Stuckdecke des Saales eine weitere Fülle von gedämpftem Licht. Zum Thron der Freude war die große Orgel umgewandelt, deren unteres Gerüst Silber-Brocac verhüllte, der vorgänglich zu dem matten Grau der oberen Pfeifen stand. In irisirender Patina stimmten gar sein dazu die beiden Seiten aufgestellten hohen Dreifüße.

Das war der Rahmen, den die Mode von 1909 mit ihrem anmutigen Gefolge füllte. Eingeführt ward sie von der Freude, in deren Namen die Hoffstaupielerin Lala Richter Verse Wolzogen's sprach und ein von den Damen Wieden, Pfendorf und Hente in Begleitung gemischter Chor des Orchesters und der Orgel gefungener Hymnis von Heinrich Schwarz sie begrüßte. Mächtiger aber als die Mützen alle, blieb die Mode Allsieggerin. Verdienter denn je erschien sie in den düstigen, wogenden, leuchtenden Gewändern, die vom Ausschnitt frei niedergeworfen und in weichem Faltenfluß die Glieder umschliegten. Nicht fantastische Neuerungen als Eintragsfliegen der Faschingslaune hatten die Münchner Maler verblüffend vor Augen stellen wollen. Vielmehr beweckten sie, Ernst und Scherz mit Geschmac vereinend, der Mode an der Hand der Kunst, die sieß ihre Kindinerin sein soll, die Bahn organischer und ästhetischer Weiterentwicklung zu weisen. Zum Herold hatten sie sich die Jugend erufen. Zwar zog sich, als decorative Reminiszenz an überwundene Vorurtheile, noch ein stattlicher Chor der Mütter an der Längswand des Saales hin, veralastet aber erschien sein steifes, glattes, meist dunkles Gewand, im Gegensatz zu dem vielfarbig schillernden, fallreich wallenden Festkleid der Tänzerinnen oder dem fech und anmutig schwingenden Anzug der in der Straßen-Toilette von 1909 mit sottem Sammet-Barett oder breitrandigem, starfbortig geschnittenem Naturbast-Hut gekommenen Zuschauerinnen.

Bon zwei Ausgangspunkten nahmen die jugendlichen Vertreterinnen der Mode von 1909 ihren Siegeslauf: vom losen, weiten Falten Gewande, das von seiner berühmtesten Trägerin, der Schöpferin des Serpentine-Tanzes, den Namen hat, und vom sogenannten „Reformkleid“ mit kurzem Rock über dem Bluder-Beinkleid. Entweder also gar keine oder im langslängigen Schneiderrock eine reizend schlanke Taille. Zwischen beiden windet sich jedoch mit Chic und Geschmac noch manches Sträcklein hin, denn die rechte Mode wird jedem etwas bringen; nur muß der Einzelne Taft und Selbstfennniß genug bestehen, um aus dem überquellenden Füllhorn der Mode das der eigenen Persönlichkeit Vortheilhaft und Passende auszuwählen. Ausschreitungen der Mode fallen nie ihr selbst, sondern sieß denen zur Last, welche die dargebotenen Gaben zweidrig und einsichtlos verwendet haben.

Vor solchem Vorwurf aber wußten die Damen von 1909 sich vollkommen frei. Den Stempel der wahren Eleganz, die stets rein persönlich in der Toilette nur eine Folie für Weisen und Erziehung der Trägerin erblickt, zeigte besonders ein Kleid aus hell jafrangelbem, chinesischem Krepp, das über einem gelbweißen damascierten Untergewande satzig und lose niedersiel, rings am Ausschnitt begrenzt von einer goldigen, mit hängenden Pailetten-Fränschen geschmückten, perlgeftigten Borte. Breite, freisflatternde, offene Kreppstreifen bildeten eine originelle Art Überarmel. An den linken Schulter leuchtete ein Strauß von rothseidenen Mohnköpfen und Geranien, denen die Blumenkrone in dem schwarzen, reichen Haar der hohen, schlanken Gestalt entsprach. Mag dies durch edle Einschäfftung ausgezeichnete Hängekleid, eine der Meisterleistungen Adolf Schöber's, den einen Typus der Mode von 1909, der in schmiegjamer Faltenfülle die Linienführung der Glieder malerisch hebt, veranlaßt haben, so diene ein anderes, gleichfalls auf unserem Bilde festgehaltenes als Charakteristikum der sogenannten rein künstlerischen Gewänder. Sie sind schön, sehr schön diese schwarzen, aus

Tuch geschnittenen Schnörkel, die an Schultern und Taille des ziegelfrohen Seidenkleides zu ineinandergreifenden Herzen sich gespalten, am Schleyprose in pittoresken Windungen sich verschlingeln, bis sie in freiem Verlauf als „Suives moi“ nachflattern. Von imposanter Pracht ist eine dritte, auf unserer Illustration zu sehende, neuartige Toilette. In schwerem blauen Seidenstoff bauscht sich der ganz auf Steifleinen gearbeitete Rock, dessen Borderbahn goldgeränderte großzügige Blüten aus violettem Sammet appliziert zeigt, die in schön stilisierter Form sich auf dem Brustkasten der ausge schnittenen, knapp anliegenden Taille in verjüngtem Maßstab wiederholte. Ein wirksames Blumenmuster mit lang sich hinschlingendem Blatt- und Rankenwerk ist an den Seitenbahnen in breiten Goldlilien aufgestickt. Die Haartracht, welche die rothgoldene

wogenen, von der Schulter bis über die Knie hinabfallenden Faltenwurfs liegt. Zwischen den geschilberten prächtigen Toiletten zeigt unser Bild einen schlichten schwarzen Seiden-Talar zur glatten, weißen Herrenwäsche und dem kleinen Sammet-Baret auf dem gepuderten Haar. Das Volumen in der Hand verrät die Gelehrte, und in der That haben wir eine Doctrix omnium artium scientiarumque vor uns, eine Doctorin von 1909, die natürlich nicht mehr mit einer Fakultät sich begnügt, sondern sich auf alle Künste und Wissenschaften gleich gut versteht.

Die weibliche Superflugheit gäbe wohl den Herren gehörig auf zu raten, wenn sie der Siebengeschenken nicht mit Siebenmeilen-Stiefeln zu entrinnen wüssten. Die Männer, die indes innerhalb des einen Decenniums der nächsten Farblosigkeit ihrer Tracht grundlich abgeagt haben, huldigen nach wie vor

recht, wenigstens im Ballaal haben, ne sich zu eigen gemacht, und das „sitzt bleiben“ müssen nun die armen, alten Junggesellen lernen, die nicht einmal ihre Enttäuschung hinter den Fächer verbergen können. D'rum bergen sie lieber sich selber in den Wollen des Bier- und Rauchstübels, wo Venbach in schwarzeidener Kniehose und brillantinfelndem Spiken-Joker, von vielen Größen der Künstlerschaft umgeben, des Präsidiums waltet, froh, inmitten der „Gaudi“ ein gemütliches Plätzchen entdeckt zu haben.

Sehr hoch stehen indes im Jahre 1909 die Männer bei den Frauen nicht im Preise, denn der Tanz-Automat steigt ja nach Bedarf gegen Einwurf eines „Zwanzigerls“ einen Tänzer mit stolzem Bart, während einer ohne Schnurrbart sogar schon um ein „Zehnerl“ zu haben ist. An verschiedenen lehrreichen



Die Mode von 1909.

Gruppe vom Odeon-Ball in München. Nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, tgl. bayr. Hof-Photograph in München.

Haarsfülle über dem ausdrucksvoollen Haupte in Scheiteln ordnet und in Schleifen aufnestelt und als einzigen Schmuck auf der Höhe des Wirbels einen Perlenstern verwendet, ist überaus kleidam. Die Haare werden fast von allen Damen lose aufgesteckt, auch gerne offen getragen. Zuweilen umschließt sie ein Gitter aus farbigen Bändern, Chenille oder Goldlinien; mit Vorliebe schlingt man ein dichtes Gewinde vollerblühter Rosen oder anderer großer, gefüllter Blumen ohne Laub durch die Haarmärsche, welche die Flechten fast ganz verdrängt haben. Eine zierliche Blondine, die an beiden Schläfen weiße Cannablüten trägt, entzückt durch den harmonischen Zusammenhang der zur Toilette verwendeten Farben, wie durch den originellen Schnitt, namentlich der Ärmel, die in gelbblau schillerndem, welchem Seiden-Bliss sich genau nach der Form des Armes dreht und wenden. Das die feine Taille umspannende Schosshabichtchen ist aus goldgelbem Seidenamt, in der Mitte des runden Ausschnitts mit zwei Cannablüten in goldgestickter Hülse, rings am unteren Rande mit einer goldenen Mäander-Stickerei geschmückt. Unter dem Schossliebchen fliehen die dicht gefältelten Wogen des gelbblauen Schillerstoffes hervor, der zum fußfreien Rocke verwendet ist. An Farbenreiz mit der eben beschriebenen Toilette weitefern eine in Orange und Bartviolet unübertraglich zusammengefügte, welche einer sehr geschmeidigen, vornehmen Erscheinung höchst geschmackvoll angepaßt ist, und deren Hauptvorzug in der seinen Silhouette des wohlabge-

lieber der weiblichen Schönheit als Weißheit, wie der junge Landsmann und Namensgenosse Schiller's, der in zimmetbraunem Frack zur hellgeblümten Weste und blaßblauem Strumpf zur schwarzen Kniehose und zum ausge schnittenen Lackschuh seiner lieblichen Nachbarin anbetend zu führen ist. Das baufähige Beinkleid wird meist durch den schwarzseidenen Strumpf ergänzt, während die lange, weite Hose in mit der Weste übereinstimmender oder gut von ihr absteckender Farbe erscheint. Unumgängliches Erforderniß der Mode von 1909 ist die bunte Weste, sei's tief ausge schnitten und mit Goldknöpfen geschlossen, oder mit herzförmigem Ausschnitt hochgehend und seitlich unsichtbar übereinander gehaft. Die Fräulein sind langstöckig in ganz zarten Schattirungen, wie der Cavalier auf unserem Bilde mit wohlgebildetem Gesicht einen apfelgrünen Frack mit rosa Rose zum gefräuselten schwarzbesetzten Hemde gewählt hat. Die Blume darf in seinem Frack fehlen, und eine ritterliche Aufmerksamkeit ist es, daß der Ehemann, oder der es zu werden begeht, eine Blume von der Farbe des Kleides seiner Dame ins Knopfloch steckt. Nebenhaupt hat die Herrenwelt an Sitten-Verfeinerung entschieden gewonnen, ob auf Grund weiblichen Vorbilds bleibe unentschieden.

Die Gleichberechtigung der Damen äußert sich nicht nur in ihrem kurzen „Wichs“, dem kurzem Rock, unter dem das baufähige Beinkleid mit Sammetbändern in absteckender Schattierung kreuzweise festgebunden getragen wird. Auch das freie Wahl-

Beispiel ließe sich jedoch beweisen, daß die um so billiger Geld auf automatischem Wege erstandenen Herren an der Hand ihrer Tänzerinnen im Werthe steigen, so sehr, daß der eine oder andere zu der ernstlichen und ehrlichen Absicht kommt, solche Führung sich zeitlebens anzutreuen.

Da erkönt auf einmal die Parole: „Ohne Herren machen sich die Damen besser!“ und sofort folgte das Kommando: „Alle Herren auf die Galerie.“ Einwas verdutzt wird der seltsame Befehl befolgt, denn die Leiberzeugung, daß die Freuden des Lebens in strenger Absonderung des männlichen und weiblichen Elementes ihren Gipspunkt erreichen, ist hüben und drüben gar vielen zweifelhaft. Aber siehe da! Wie ein Jubelchor von Licht und Glanz, Liebreiz, Schönheit und Wohlau wogte und jauchzte es symphonisch durch den Saal, als die anmutigen Tänzerinnen, umwelt von ihren schleierartig schillernden Gewändern, umstrahlt von dem in allen Tinten des Prismawechselnden Schein des elektrischen Lichtes, mit verschlungenen Händen, schwappenden Füßen im Reigen sich neigen und wenden nach dem melodischen Rhythmus eines vielstimmig gesungenen Walzers. Mit Zauberkraft hat die Wünschelruhe künstlerischen Sinnes, die Emanuel Seidl und seine Genossen, die Maler Trag, Riemenschmid und Neuzel so gewandt gerührkt, eine heitere Zukunft-Phantasie magorie herausbeschworen. „Die Mode von 1909“, verkündet durch den Geschmack und die Grazie schöner Frauen. Sehen wir ihr freudig entgegen!